

Zum Lob der Polizei.

Das Publikum versteht zu wenig davon. — John Ritch, ein Fachmann vertheidigt die „Feinste“.

Mißer Ebitler!

Die Zeit mache dich krank. Des ist, was sie thun. Eifersüchtl namentlich die Ruhspäpelerlein in in Partiteller die Ebitlers.



Da is for Insenz Gener, wo immer die Polies titt. Sie thät mit ihr Duttig thun. Er hätt, sagt der Ebitler, bei der Nacht, blos e Paar Poliesleit an Duttig ge-summe.

Wie viel hot er dann gedentt, daß er sinne thät? E Millien? Was Jch sag, des is, daß der Mann es verdoppelt auf gestrode hot, wann er, wie er sagt, emol ver-zich un emol sech-zig Poliesaffiflers getroffen hot.

Er war in Lud. Un es Wetter muß auf gewese sei. Un es muß mit viel Distörbän gewese sei uff der Striet seltsche Nacht. Un die Salubns müsse sehr früh zugemacht hanwe un in die Wäderies müsse neue Vorleit ingätscht gewese sei, wo noch nit wisse, daß es ihr Duttig is, de Klundmän vum Biet uff e frentliches Schlummerfündche se inweite, un überhaupt muß es e Zammertreffte von eer ganze Masse un die meist förörädel Sirtumfänzen ge-wese sei, sunst wüßt Jch nit, wie so viel Poliesleit derzu timme thate, sich nu die Zeit noch uff der Gah erum ze treibe. Es sein doch sunst häusliche un solide Leit, unsere Poliesaffiflers. War denn gar nergends gar lee Binnel-schäm gar nimmer im Gang, daß die arme Männer sich dem Einfluß der rauhe Nachtlust ausgefekt hanwe?

Ammer Jch will Jhne sage, Mißer Ebitler, wo der Trommel erf timmt. Des Pöblit un die Ruhspäpeler, die verstehen alle zwoe zu wenig vum Poliesbüfneß. Die wisse gar nit, was so e Poliesmann Alles ze thun hot, oder onghow, war er ze thun bett, wann er's thun thät.

Also, Jch will emol saae, er geht an Duttig. Da is jeerst der Roll-Call. Des is schun e harter Ischab. Da muß er e Gesicht made, als wann Alles, was da gesagt werd, ein Interest for ihn hätt. Un dann heßt es auch: Immer des andere Ohr offe halte, damit des, was beim Roll-Call bett eine Sor emeigange is, beim anem wieder enaus tann.

Dann geht des Patrolling los. Des besteht da drein, sich ergend wo bin ze stelle, wo mer zwoe Dienstmädche ze gleicher Zeit im Aug hanwe kann. Nemebei muß mer auch noch die Sul-digung der vorübergehende Bürger genestert entage nemme.

Un dann fange gewöhnlich die Verdriehlichkeit un alle Arte vum Ont-schleffentz an. Bube fange an, Bäl-ball ze spiele un schmeißt ergendwo e Fenster z oder schmädche des Hirs-schädelche tun eme jugendliche Pas-fante. Da muß mer sich brüde, sunst is mer schur, Witteß sei ze müsse in eme disagraideß Köß, oder mer ver-berbt's mit Pärenis, wo Influenz hanwe, bei en Arrest ze mache.

Dann timme Leit un frage Quest-schens. Des is auch nit angenehm. Norg, so bei un bei zieht mer sich in een Corner-Salubn jerüd un spielt sei Skände. Mer tann ja de Digo Stio-welwischer als emol enausfide for Informaschens, er ergend was los is. Well, un dann timmt Gener erci, wo bei die Wberdors in der leffe Zeit viel Geld gemacht hot, un er gibt was aus, er seht sie uff, löst sie offe, torg, er is der feinste Kerl vum der Welt. Well, da derf mer den Mann auch nit insolte, oder gege ihn im öbministrätij Weg vorgehen.

Also, torg, uff der Gah hot mer nir ze thun. Uewerhaupt: Wann's mond-hell is, da passirt onghow nit viel. Un wann's dunkel is, da thät ja e Polies-mann auch nir seße könne. Also: Was is der Fußs ze battern? Jch glaab nit dran.

Un überhaupt: Leit, wo zu eter antändliche Zeit heimgäbe, die brauche teen Poliesmann. Un Leit, wo sich noch spät Nachts erum treibe, die ver-diene lei Protettkchen.

Jch war nämlich früher auch emol lei-der for's. (Nit hier.) Deswege weß Jch, wie es is.

Jhne des Nämliche wünschend, Mit Rigards Yours

John Ritch, Esq.

Wann Jch spät bin, nemm Jch alle-mal e Rab un Jemand nit, damit der Kärtreiber teen Nonsenz made tann. Es is überhaupt Alles Nonsenz wege der Unsicherheit der Strahe. Die Striets sein all right. Blos vor die Zeit muß mer sich als emol e Bihle in Acht nemme.

Unghow loß Jch uff die Polies nir timme. Un bifeits is es immer so gewese. D. O. Esq.

Es giebt wenig Dinge, die unseid-licher sind und mehr ärgern als ein gutes Beispiel.

Nichts bedarf so sehr der Reform als die Gewohnheiten anderer Leute.

New Mexi os weisse Sägel.

Zu den schönsten und merkwürdigsten Natur-Scenerien uneres Süd-westens gehören die weissen Hügel von New Mexico im südlichen Theil des Territoriums. In neuester Zeit sind dieselben durch einen Versuch, sie auch industriell nutzbar zu machen, wieder mehr in's Gerede gekommen.

Es sind Hügel von reinem weissen Sand, welche eine Kette von dreißig Meilen Länge bilden; die einzelnen Hügelchen haben eine Höhe von durchschnittlich dreißig Fuß, und das ganze Gebiet umfaßt etwa 70,000 Acres. Von der Eisenbahn aus gesehen, erinnern sie ganz auffällig an eine lange Linie Klüften = Brandungswellen, so daß der Reisende sich lebhaft in die Illusion versetzen kann, sich am Meeres-strande zu befinden, statt im Herzen eines Wüstenlandes! Sogar die Nase mag an dieser Illusion einigermaßen theilnehmen, in Folge des erfrischenden Luftzuges, welcher öfter von benachbarten Gebirgs-Regionen kommt und etwas mit der Salzstang = Luft der See gemein hat.

In unmittelbarer Nähe der Hügel kommen heute nur noch wenige Metall-sucher, Viehzüchter und vielleicht Gelehrte, von Zeit zu Zeit. Obwohl ein Zweig des alten Santa-Fé = Pfades hier vorbeiführt, der noch immer von El Paso, Tex., aus nordwärts durch New Mexico geht, macht nicht leicht Jemand freiwillig Gebrauch davon. Denn der Wassermangel bildet eine be-dingliche Bedrohung; das wenige Wasser, das man irgendwo finden kann (ohne tief in den Schoß der Erde zu fohren) ist hart von Alkali durchsezt und daher für Mensch und Thier nicht brauchbar.

Der Sand liegt in großen, blendend weissen Dünen aufgehäuft, welche auf des Auge dieselbe Wirkung haben, wie frischgefallener Schnee in der Vor-gesonne, und besteht aus beinahe reinem Gips. Er scheint gar nicht zu dem umgebenden Lande zu gehören, und das ist es, was ihn so räthselhaft macht. Es ist gerade, als wenn er vom Himmel geschüttet oder aus dem Innersten der Erde emporgeworfen worden! Die Meisten, welche sich mit der Frage beschäftigen haben, nehmen an daß einst ein großer See die Gegend bedeckte und beim Zurückweichen eine Schicht Gips zurückgelassen, welche sich dann verpulvert habe. Andere glauben, der Sand sei ehemals sogenannter cololithischer Kalkstein gewesen und bei einem vulkanischen Ausbruch durch Schwefeläure-Gas zerlegt worden. Die Körnung des Sandes ist in der That dieselbe, wie die von cololithischem Kalkstein. Man hat die Sandkörner auch schon mit granulirtem weissem Zucker verglichen. Es ist nicht schwer, die Sandhügel zu bestiegen, obwohl in der oberen Kruste die Füße etwas ein-sinken.

Indianer und Meritaner haben von jeher die Hügel mit einer gewissen abergläubischen Scheu betrachtet. Ein-nige Begründung erhält dieselbe aber nur durch das mysteriöse Verschwinden mancher früheren Reisenden in der Nähe derselben; natürlich ist ein längerer Aufenthalt in solchen Regionen sehr gefahrvoll, doch scheint beim Verschwinden einiger das Verbrechen seine Hand im Spiele gehabt zu haben.

Im Mondenglanz sowie im Licht der untergehenden Sonne bilden diese Hügel ein ganz wunderbares Panorama, und man kann es vom Stand-punkt der Naturschönheit aus wirklich bebauern, wenn der Plan, diesen Sand zur Herstellung von Architekturen zu verwenden, in großem Maße sich ver-wirklichen sollte.

Auch noch ein Veru!

In einem Gasthausgarten geht das Weib eines Drehorgelmanns sammelnd von Tisch zu Tisch. Sie trifft dabei auf einen Herrn, der sie kennt, und wird von diesem mit den Worten angesprochen: „Nun, Schmidten, wie geht's Euch denn?“

„No mei, halt so langsam, wenn mei' Mann net das bißle Müstl ver-ständ', wär's rein zum Bettelgeh'n!“

Warnung.

Er: „Also darf ich morgen mit Dein-er lieben Mutter reden?“
Sie: „Um Gottes Willen, rede nicht mit Mama! Die sucht selbst einen Mann!“

Offenberzig.

Frau vom Hause (zum Dienstmäd-chen): „Was sagte denn die Dame, als Du ihr sagtest, ich sei nicht zu Hause?“
Dienstmädchen: „Gott sei Dank!“

Nichts geändert.



„Machen Sie doch keinen Strach, weil meine Tochter keine Mitgift hat!“
Wenn Sie schweigen, glaubt alle Welt nach wie vor, daß Sie eine glänzende Partie gemacht haben!“

„Losgehen.“

Folgende amüsante häusliche Tra-gikomödie, die ebensogut in Berlin wie in Elbflorenz hätte passiren kön-nen, schildert die „Dresd. Nachr.“: „Der Ofen muß umgelegt werden, sonst fällt er ein!“ Dieses Schreckens-wort wurde vor Wochen von einem Saatkundigen zu einer Familie ge-sprochen, die den zweiten Stock eines Hauses in der Johannisstraße be-wohnt. Die nächste Instanz der Den-tragödie spielte sich bei dem Hausbe-sitzer ab, der, Gentleman vom Kopf bis zur Sohle — also eine rühmliche Ausnahme des gewöhnlichen Wirths-typus — sich ohne Weiteres mit der Sache einverstanden erklärte. Sofort wurde nun das Nöthige veranlaßt. Verzehn volle Tage später erschien endlich gemessenen Schrittes ein „Meister“ auf der Bildschirde, „um sich die Sache anzusehen“. Nachdem er erklärt, daß das Zimmer (zum Unglück steht der Ofen im Wohn- und Speise-zimmer) vollständig geräumt werden müsse, verläßt er die bereits sehr ver-schüchterte Familie mit der Verfü-gung: „Am 11. October, früh um halb sieben Uhr geht's los — in zwei Tagen ist der Krepel fertig.“ Gott sei Dank, blos zwei Tage — Alles atmet auf und lobt den guten Meister. Getreu den Anordnungen wird das Zimmer geräumt; man weiß zwar nicht wohin mit den Möbeln und Ge-räthen, aber man bringt sie dennoch unter, theils in den anstößenden Zim-mern, theils auf dem Corridor. Aller-dings tann sich nun in der Woh-nung Niemand mehr rühren und be-wegen und gleich Schlangengemeisen winden die Unglücklichen durch die Hindernisse, unter denen das deplacirte große Buffet auf dem Corridor die gefährlichste Klippe bildet. Die ganze Familie ist in dem mit Frag-menten aus dem Speisezimmer gleich-falls überfüllten Salon zusammenge-drängt; dort speist man, wohnt man, und dort arbeitet auch der Familien-vater auf einer Tischdecke von zweifel-hafter Bequemlichkeit. Dülfer und unheimlich bricht der 11. October an. Man ist eine Stunde früher als ge-wöhnlich aufgestanden, denn nach des Meisters Gebot soll es um halb sieben Uhr „losgehen“, aber — nichts geht los, auch nicht um 8 Uhr, auch nicht um 9 Uhr. Endlich — halb zehn Uhr erscheint ein Mann, der nach und nach — bitte sich das recht gebührt zu den-ken — ein mächtiges Lehmstück herbei-schleppt, dazu Ziegelsteine und einen Stuhl. Danach entfernte er sich mit Würde eines Menschen, der Anspruch auf nennenswerthen Dank erheben kann. Bei seinem Scheiden hatte er auch den oratelhaften Ausspruch ge-than: „Nu tann's losgehen!“ Aber auch diesmal geht nichts los, Stunde auf Stunde vertritt, bis Nachmittags vier Uhr — da erscheint ein junger, wohlgeährter Mann, mit Künstlerhut angehan; auch er „sieht sich die Sache an“, prüft und unterzucht — geht, jedoch nicht, ohne vorher kurz und vor-nehm erklärt zu haben: „Morgen früh um halb sieben Uhr geht's los!“ In der unglücklichen Familie kriegt man es nun langsam mit den Nerven. So bricht der zweite Morgen an. Wieder ist man eine Stunde früher aufgestan-den, wieder vergeht, und doch auch nicht ganz vergebens, denn gegen neun Uhr kommt der Künstler an; er macht Toilette, indem er sich ins Arbeits-stübchen kleidet, und halb 10 Uhr geht's wirklich „los“. Schon am Mittag ist der Ofen eingerissen, ein Chaos von Nadeln, Ziegeln, Schutt und Ruß liegt auf dem sonst so peinlich ge-wöhnten Partett. Der Künstler er-klärt, nun nichts mehr thun zu kö-nnen, zunächst müsse der Schutt weg-geschafft werden. Hier stellt es sich aber heraus, daß der Meister vergessen hat, einen Arbeiter zu dieser Verrichtung zu befehlen — der Künstler sichtlich gekränkt, geht und läßt sich nicht mehr sehen. Am späten Nachmittag erscheint ein Arbeiter mit einer kleinen Mulde, wie sie die Fleischer brauchen, und 36 Mal — das Hausmädchen hat ge-wissenhaft nachgezählt — steigt er, immer nur eine kleine Portion des Schutts mit sich nehmend, die Treppe auf und ab. Am nächsten Morgen um 12 Uhr war er fertig. Nun begann wie-der der Künstler, aber taum hat er be-gonnen, bemerkt er, daß ihm ein „Bod“ fehlt. Ohne „Bod“ tann er nichts machen. Leidenblaz stehen die Frauen des Hauses. Sie begreifen nicht, was der Künstler unter „Bod“ versteht. Das Hausmädchen, aus Zerkst gebürtig, in der Intelligenz nicht allzu hoch anzuschlagen, versteigt sich zu der Bemerkung: „Verlangen Sie doch gleich 'ne ganze Heerde, den Hirten mit dazu — wir haben die „Böde“ hier doch nicht so mit nichts die nichts herumlaufen.“ Aber diese Bemerkung verfehle vollständig die beabsichtigte Wirkung; sie zwingt dem Künstler nur ein mittelbüdges Lächeln ab. Im Verein mit dem Arbeiter be-müht er sich endlich selbst einen „Bod“ herbeizuschaffen. Das dauert wieder drei Stunden. Nun geht's aber ef-fektiv „los“, und wenn auch nicht in zwei, sondern in — sechs Tagen ist der „Krepel“ wirklich fertig, das heißt, der Künstler ist mit dem Um-sehen fertig. Er verabschiedet sich mit der Bemerkung: „Verzehn Tage nicht heizen und die folgenden vierzehn Tage nur wenig bei offensiehenden Thüren, sonst fällt er ein“, nämlich der Ofen. Fehlte nur noch der brave Arbeiter, der die neuen Massen Schutts weg-räume, die auf dem Zimmerpartett herumliegen. Dieser Arbeiter ist aber trotz telephonischen Wittens und wie-

terholten persönlichen Bemühens nicht zu haben. Endlich aber er-scheint auch dieser gute Mann, natür-lich wieder mit dem unheimlichen Fin-nennäpchen unter dem Arm, um in ungeschätzlichen Gängen das Zimmer zu „räumen“. Auf die Frage, warum er sich nicht einerordentlichen Anpse be-dient, antwortet er mit überlegener Miene: „Beim Ofenumlegen ist das nicht anders.“ Als Künstler, Arbeiter, Lehmsack, Ziegel, Ruß und Schutt am sechsten Tage bei sinkender Nacht endlich entfernt sind und die ganze Fa-milie infolge des Ofen-Dramas, des Staubes und Schmutzes die Farbe der Eingeborenen des dunkelsten Afrita angenommen hat, schwört sie feierlich: „Eher erstickere, als noch einmal Ofen umsehen!“ Für ewige Zeiten aber bleibt namentlich den Frauen des Hauses das ominöse Wörtchen „losgehen“ unauslöschlich im Gedäch-t-niß.

Ein Amerikaner bei Göthe.

Ohne besondere Empfehlung war es im Jahre 1825 einem Amerikaner ge-lungen, von Goethe empfangen zu wer-den. Er schrieb einfach auf seiner Karte: „aus Washington.“ Und seine Speculation mißglückte nicht. Es ist eben so charakteristisch für den Herren Amerikaner, wie für den Wissensdurst des greifen Dichters, daß sie gelang. Der Herr aus Washington — er hat seine Erinnerungen später in „Put-nams Monthly“ veröffentlicht — täuschte sich übrigens in der Hoffnung, daß sich Goethe ihm gegenüber in recht interessanter Weise aussprechen würde. Goethe nahm den der Speculation zu Grunde liegenden Gedanken auf . . . er sprach selbst wenig . . . er fragte nur. Besonders lebhaft war sein In-teresse für die politische Entwicklung in den Vereinigten Staaten. Unter an-derem ließ er sich auch genau erklären, wie die Präsidentswahl statthat. „Diese erklärte ich ihm vollständig“, erzählte der Amerikaner, „und zwar machte ich ihm das doppelte Wähl-verfahren, zuerst durch Wahlmänner und dann durch das Repräsentantenhaus deutlich. Als ich ihm bemerkte, daß das Volk nicht direkt wähle, sondern für eine kleine Anzahl von Wahlmän-nern stimme und diese dann für einen der Candidaten, bediente ich mich des deutschen Wortes „electing“, um dar-zustellen, wie der Wollenswille, um sei-nen Zweck zu erreichen, durch Wahl-männer geläutert werde. Dieses Wort in dieser Zusammenstellung gefiel Goethe ganz außerordentlich. Ich ge-brauchte es, weil mir, bei ich zu einer der föderalistischen Familien des Lan-des gehörte und damals noch nicht an-gefangen hatte, aber politische Gegen-sände nachzudenken, die breite Grund-lage und umfassende Idee der Demo-kratie noch unbekannt war, und Goethe gefiel das Wort, weil er, wie groß und mächtig auch seine Sympathie mit der Menschheit war, doch ebensowenig alle politischen Verhältnisse der Welt durchschauen, als allwissend sein konnte.“ Von Goethes Aeußeren giebt der Amerikaner folgende Beschrei-bung: „Sein Gesicht war oval, mit großen harmonischen Linien und her-vorstehenden, harten Zügen; das Haar kurz geschneitten und grau, ohne tohle Stellen; die Stirn hoch und impofant, nach allen Seiten hart entwidelt und nach oben hin sich erweiternd, so daß der in die Augen fallende Theil dieses Organs der Vorse und des Geistes in eine schöne Kurve enthielt. Das Haupt und das Gesicht erschienen nicht so massiv, wie auf den mit bekann-ten Bildern, insbesondere dem lebensgrähen Pariser Kupferstich nach Inge-mann. Der ganze Kopf erschien klei-ner als auf den Bildern, er hat nichts Drückendes, sondern trog dem Gepräge der Genialität etwas Leichdes, die gewaltige, strahlende Stirn fügt sich mit einer wertwürdigen Harmonie zu dem übrigen. Spuren des hohen Al-ters — Goethe zählte damals 76 Jahre. — waren weder in seinen Ge-sichtszügen noch in seiner Erscheinung wahrzunehmen.“

Guten Appetit.

Froschlaviar wird gegenwärtig in Russland auf den Markt gebracht und dürfte bald auch im Auslande auf-tauchen. Lieferanten dieser neuen Ka-viartart sind hauptsächlich die Fischer von Jarjann. Sie selbst erzählten, wie sie auf den Gedanken gekommen sind, Froschlaviar als Kaviar zu verkaufen. Vor den Thoren von Jarjann wurde vor einiger Zeit eine französische Fa-brik errichtet; die dort beschäftigten Italiener und Franzosen erwiefen sich, wie die meisten ihrer Landsleute, als große Viehhaber von Froschschenkeln und erluchten die Fischer, ihnen große, grüne Frösche zu liefern. Die russi-schen Fischer, die bis dahin von der kaluarischen Ausnutzung des Frosches noch nie etwas gehört hatten, entdedten nun auf einmal, daß man auch den schwarzen, atrochörnigen Laviar der grünenfrösche sehr gut verwenden kö-nne; er soll sich im Aussehen und im Geschmack von dem theuersten Stör- und Beluga- (Hausen-) Kaviar nicht unterscheiden. Das Froschlaviar-geschäft soll in Jarjann bereits heute in voller Blüthe stehen; der Kaviar wird flott verhandelt und genau so hoch bezahlt wie anderer Kaviar.

Gutlich, liebenswürdig, geist- reich.

Man kann die Frauen in drei mit diesen Eigenschaften versehene Grup-pen einteilen. Die praktische, häus-liche Frau, welche den Haushalt ta-dellos zu ordnen versteht; die liebens-würdige Frau, welche in der Welt ge-fällt und überall gerne gesehen wird; die intelligente, geistreiche Frau, welche einen gewissen Grad wissenschaftlicher Bildung besitzt und in Gesellschaft zu sprechen weiß. Eine wirklich ausge-zeichnete Frau müßte alle drei Eigen-schaften in sich vereinen, d. h. sie müßte eine Frau sein, welche ihr Hauswesen zu leiten und Alles in bester Ordnung zu erhalten versteht; die im Umgang mit ihresgleichen oder Höheren durch ihr freundliches Wesen die Herzen ge-winnt; die, wo es darauf ankommt, über Personen oder Sachen ein klares Urtheil fällen kann, die mit edlem Instande zeigt, daß sie auch im Reiche des Wissens, des Schönen — ihrem Stande gemäß — sich umgesehen hat. Ist es unmöglich, daß eine Frau alle drei Eigenschaften besitzt?

Wann muß die Schönheit gepflegt werden?

Die menschliche Schönheit ist eine Tagelohn, die Sonnenlicht zum Ge-weihen braucht. Die natürliche Schön-heit fordert zu ihrem Gedeihen frühes Erwachen und frühes Einschlafen. Ein Mensch, der die Nacht zum Tage macht, wird immer ein müdes, blaßes Aussehen haben; es ist nicht gleich, ob wir am Tage oder des Nachts schlaf-en. Der Tagesschlaf regenerirt die Kräfte nicht so, wie die Nacht durch ihre Dunkelheit und Ruhe. Nach dem frühen Aufstehen ist ein kaltes Bad oder kaltes Abreiben sehr erfrischend für den Körper und belebend für die Hautthätigkeit. Das Aussehen wird frischer, der Teint zart und durchsich-tig.

Güßlich aufgefah.

„Du, Sepp, was ist denn das, das allgemeine Wehrgeß?“
„Das ist, wannst du Einem 'mal a Watschen kriegst, brauchst das nit g-fallen lassen, tannst ihm ane zurück-geben.“

Sein Gemüschändler.

Gemüschändler: „Gnädiges Fräu-lein haben auf dem Herzen?“
Fräulein: „Blumentohl! . . . bitte!“

Gesellschaftlicher Wastha.

A.: „Welches ist hier das feinste Restaurant?“
B.: „Das „zur goldenen Krone“! Unter fünfzig Pfennig Trintgeld ist dort nichts.“

Nicht ganz.

Graf: „Liegt das Gut, welches Sie mir empfehlen, an der Eisenbahn?“
Bemittler: „Nicht ganz, aber in fünf Stunden erreicht man von dort die Bahn.“

Provis.

Herr: „Sagen Sie, Herr Schmie-dche, wann speisen Sie denn gewöhn-lich?“
Brot: „Ich speise nie gewöhnlich, mein Lieber, sondern immer in den feinsten Restaurants.“

Auf dem Kafertenhof.

Untersoffizier: „Was sind Sie in Ihrem Berufe?“
Retrut: „Phrotechniker.“
Untersoffizier: „Sagen wir auf gut Deutsch: Bierdrauer.“

Außer Sommerfrische.

„Das ist aber schrecklich, HerrWirth! Sie haben ja hier Hunderte von Flie-ge!“
„O, bei den vielen Gästen vertheilt sich's schon!“

Uberglaube.

Automobilist: „Na, zwölfe habe ich ich schon niedergefahren seit ich das Auto habe, jezt muß ich mich hüten, daß ich nicht den dreizehnten überfahre, sonst giebt's ein Unglück!“

Seine Anschauung.

Arzt: „Leiden Sie auch an Durst?“
Patient: „Leiden? Davon tann doch nur die Rede sein, wenn man nichts zu trinken hat!“

Zungengelken - Reflexion.

„Bisher fragten mich die Leute immer: warum heirathen Sie denn nicht? Jezt fragen sie schon: warum haben Sie nicht geheirathet?“

Feierlicher Moment.

Nachbar (als bei einem Hochzeits-mahl ein Lusch geblasen wird): „Horch, jezt wird wahrscheinlich die Wittgitt ausgezahlt!“

Doppelinnia.

Fremder: „Wohnen hier die Profes-soren und Studenten in einem be-stimmten Stadtviertel?“
Einheimischer: „Die Studenten wohnt; aber die Professoren sind in der ganzen Stadt zerstreut!“

Vorsicht geboten.

Er: „Alte, jezt wirft Du Dich künst-ig mit gegenüber 'n Bischen besser aufführen müssen . . . Unser neuer Zimmerherb war, wie er mir eben ge-sagt hat, früher Kriegsberichterstat-ter.“

Boshast.

Madame (zum Dienstmädchen, das sich eben eine neue Stelle gesucht hat): „Was, die Dame hat Sie genommen, trotzdem Sie nur vier Wochen bei mir ausgehalten haben?“
„Ja, die kennt Sie nämlich!“

Unter Brautleuten.

Sie: „Paul, ich liebe Dich unglücklich. Jch tann auf meine große Erbschaft verzichten, um mit Dir vereint in ei-nem neuen Winkel der Erde ein süßes Schäterleben zu führen.“
Er: „Dante, da müßt Du Dir erst das dazu gehörige Schaf suchen.“

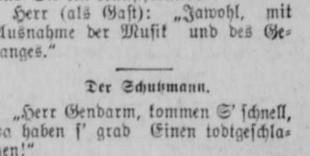
Klag ausgewichen.

Dame (des Hauses): „Herr Doktor, sind Sie ein Kunstfreund?“
Herr (als Gast): „Zawohl, mit Ausnahme der Musik und des Ge-sanges.“

Der Schuhmann.

„Herr Gendarm, kommen S' schnell, da haben s' grad Einen todtgeschla-gen!“
„So, dann will ich 'mal die Sani-tätskolonne benachrichtigen.“

Der Sünderhod.



Wanderer Bogabund: „A anjeh-nmes Zeitalter, det seiglel' Nummer, wenn so 'n Roralprediger an meinem redigir-ten Anjehnen Anjoh nimmt, sage id, daß id mit nem Automobil unliebbame We-zürung jehabt häte.“